

Der Grenzbote, 32. Jg., No. 919, (13.06.1914), S. 4 (Stoomdr. – J.H. Kok – Kampen)
Berichten.

Veldhausen, 8. Juni. Es verlastet (verlautet), dass die Direktoren des Seminars zu Dubuque, Ia U.S.A. mit dem Besuch Pastor Jägers in Amerika die Absicht verbinden, unserm Professor, falls es ihm in Amerika gefällt, einen Lehrstuhl für Dogmatik anzubieten.

Aus bester Quelle können wir mitteilen, dass Pastor Jäger seinerseits an irgendwelchen Verhandlungen von der Art noch ganz unbeteiligt ist.

Meine Karteikarte sagt:

4. Juli in New York

9. September wieder zurück.

Jäger war 64 Jahre alt, sein Sohn war 16.

10 Folgen in den Nummern 936 – 948 des Grenzboten

[] [Texte und Worte zwischen eckigen Klammern habe ich aus dem Original getippten Manuskript ergänzt, sie fehlen in der gedruckten Fassung. Außerdem gab es in der niederländischen Druckerei wohl kein „ß“, so dass dafür immer in „ss“ gedruckt worden ist. Wo dies falsch ist, habe ich das jetzt in der Abschrift korrigiert. gjb 2.5.2007]

Unterstrichene Texte finden sich nicht im Manuskript, sondern nur in der gedruckten Fassung. Auch sonst weicht die gedruckte Version wohl hier und da in einzelnen Begriffen und Worten vom Manuskript ab.

Im Manuskript gibt es keine Umlaute, sie sind als ae, ue oder oe geschrieben. Der niederländische Drucker hat sie wohl als ä, ü oder ö gedruckt. Das bedeutet, Jäger (oder sein Sohn oder wer sonst immer den Bericht getippt hat), hatte keine deutsche Schreibmaschine, sondern eine niederländische, eben ohne Umlaute und ohne „ß“.

Kursive, rechtsbündige Texte geben hier drunter wieder, was wohl im Manuskript steht, aber nicht gedruckt wurde.

Nr. 936, 07.11.1914

S. 2f

Meine Amerika-Reise I.

Als ich im vorigen Monat von meiner Amerikareise wieder in Emden anlangte, war mein Herz voll des Lobes und Dankes gegen Gott, und immer wieder tönnten die Worte Davids durch meine Seele Psalm 103, 1. 2: „Lobe den Herrn meine Seele, und alles was in mir ist, seinen heiligen Namen. Lobe den Herrn meine Seele und vergiss nicht, was er dir Gutes [getan] hat.“

Und wenn ich nun von mehreren Seiten aufgefordert bin, im Grenzbote einige Mitteilungen zu machen über diese Amerikareise und ich dies hiermit auch gerne tue, so tue ich's doch nur zu dem Zwecke, dass der Name des Herrn dadurch gepriesen werde. Der Herr wolle zu dem Ende meine Erzählung segnen!

Am Donnerstag, den 25. Juni des Mittags 12 Uhr 44 Min, stiegen mein Sohn und ich hier in Emden ein in den Zug, der uns nach Hamburg bringen sollte. Gegen 5 Uhr kamen wir in Hamburg an.

Freitagmorgen, den 26. Juni, machten wir uns bei Zeiten auf's Büro der Hamburg-Amerika-Linie. Als Motto stand über dem Haupteingang des Büros, und zwar außen an der Straßenseite: „Mein Feld ist [die] Welt.“ Diese Überschrift beschäftigte mich eine Zeitlang. Das kann nur Jesus mit Recht sagen, dachte ich. Sagte er doch: „Mir ist gegeben alle Macht im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und prediget das Evangelium aller Kreatur.“ Der

weltliche Geschäftsmann macht sich wohl die Welt, die ganze Welt, zu seinem Arbeitsfeld; aber in seiner Macht ist er doch beschränkt. Wo sind die Schiffe [der] Hamburg-Amerika-Linie jetzt?

Sie sind zum Teil gefangen, und zum Teil liegen sie stille in verschiedenen Häfen. Wie bald hat man ihr das Arbeitsfeld streitig gemacht! Freilich hat das Reich Christi auch seine Feinde; der Satan und seine Untertanen wüten genug wider Ihn. Aber Jesu Macht und Reich kann nicht überwunden werden. Denn es heißt Psalm 46, 4 – 6: „Wenn auch das Meer wütete und wallete und von seinem Ungestüm die Berge einfielen, so soll doch die Stadt Gottes fein lustig bleiben mit ihren Brunnlein, da die heiligen Wohnungen des Höchsten sind. Gott ist bei ihr darinnen, darum wird sie wohl bleiben. Gott hilft ihr frühe am Morgen.“ Auch der heutige Krieg, wenn er auch die Schiffe der Hamburg-Amerika-Linie still legte, kann dem Reiche Christi keinen Schaden zufügen, sondern nur zur Förderung desselben gereichen. Das Wie, in welcher Weise, wodurch, das wird die Zukunft offenbaren. Darum getrost, Volk Gottes, des Herrn ist das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit.

Hagenbecks Tier- und Menschenpark

Den Freitag Nachmittag, so weit wir ihn noch freihatten, benutzten wir dazu, den Hagenbeckschen Tiergarten zu besuchen. Hier gab's Vieles zu sehen aus der Tierwelt. Aber am meisten hat mich bewegt die Völkerschau. Es sind nämlich in diesem Tiergarten auch die verschiedenen Völker Afrikas ausgestellt. Dort kann man sehen: Marokkaner, Nubier, Neger usw. Hier konnte man die Bewohner Afrikas sehen in ihren Kleidertrachten und ihrer Lebensweise. Hütten, geradeso wie sie sie in Afrika haben, haben sie sich hier erbaut. In diesen wohnen und arbeiten, leben und hantieren sie, wie auch in ihrer Heimat. Als ich diese Völker Afrikas sah, ergriff mich tiefes Mitleid, schon wegen ihrer Lebensweise und Kultur, aber noch mehr wegen ihrer Seele. Denn auch diese Menschen haben eine unsterbliche Seele, nach dem Bilde Gottes geschaffen. Ob wohl je ein Missionar in diesen Tiergarten kommt, um sich dieser armen Leute anzunehmen und sie für Jesum zu gewinnen? Es wäre doch schrecklich, wenn diese Leute, wie Tiere hier ausgestellt wären! Ja, es wäre nicht zu verantworten für ein christliches Land, wenn man diese armen Menschen wie Tiere in diesem Garten zu Schau stellte und ihnen nicht das Evangelium brächte! Mit diesen Gefühlen verließ ich den Hagenbeckschen Tiergarten.

Am Samstag, den 27. Juni machten wir uns bei Zeiten auf den Bahnhof, um [um] 8 Uhr 15 Min. im Zuge nach Cuxhaven zu fahren; denn von dort aus sollte das Schiff „Vaterland“ abfahren. Wir kamen gegen ½ 12 Uhr in Cuxhaven an. Gleich ging's aus dem Zuge durch einen langen Hallengang an das Schiff. Als wir aus dem Hallengang heraus kamen und vor dem Treppenaufstieg standen, musste ich das Schiff bewundern. Denn nun sah man von außen seine ganze Größe, seine Länge und seine Höhe. Es ist ein Riesenschiff im vollen Sinne des Wortes.

Der Kasten Noahs reicht lange nicht hinan an die Größe dieses Schiffes. Angekommen mussten wir die Billette vorzeigen, und dann ging's hinauf.

Die Musik spielte, die Mannschaften des Schiffes standen bereit, einem jeden seine Kabine anzuweisen. Um ½ 12 Uhr war die zweite Klasse angekommen, um 12 Uhr kam der erste Zug, um 12 Uhr 30 Min. der zweite Zug der ersten Klasse an. Jedesmal, wenn man ins Schiff stieg, spielte die Kapelle, um die Angekommenen zu begrüßen. Die III. Klasse war schon tags vorher eingeschifft worden.

Um ½ 1 Uhr waren bereits alle, die mitfahren wollten, an Bord. Und sollte jemand von diesen bis ½ 1 Uhr nicht da gewesen sein, so ist er eben zu spät gekommen und hat die rechte Stunde versäumt. Denn gleich nach ½ 1 Uhr wurde der Zugang zum Schiff weggenommen und die Schiffstür geschlossen. Ob jemand zu spät gekommen ist, weiß ich nicht. Aber es gibt ein Zuspät für das Himmelreich. Die fünf törichten Jungfrauen in Matth. 25 kamen zu spät, denn

die Türe ward verschlossen, ehe sie ankamen. Darum hieß es zu ihnen: „Wahrlich, ich sage euch: Ich kenne euch nicht.“ Dass niemand von meinen Lesern da sei, der die rechte Gnadenzeit versäume und zu spät komme!

Um 1 Uhr wurde das zweite Frühstück eingenommen. Als wir uns dann ein wenig in unserer einrichteten, um etwa um 3 Uhr der Abfahrt des Schiffes zuzuschauen, sagte ich zu meinem Sohne: Es ist, als ob das Schiff schon fährt. Ach nein, sagte mein Sohn, das ist nur die Bewegung der Maschine. Das Schiff fährt erst um 3 Uhr ab. Wir gingen nach oben an Deck, um zuzusehen, und richtig, wir waren schon abgefahren. Unvermerkt waren wir vom Lande abgestoßen. Wenn es auch so unvermerkt in die Ewigkeit ginge, ohne die Bitterkeit des Todes zu schmecken, dachte ich, wie herrlich wäre das! Wir wollen lieber überkleidet als entkleidet sein, sagt auch Paulus 2. Kor. 5,4.

Seit der Abfahrt vom Lande haben wir das Vaterland verlassen, und wir sind doch noch im „Vaterland“. Das Schiff nämlich, das wir betreten hatten und in dem wir nun wohnten, hieß ja „Vaterland“. Das erinnerte mich an David, wenn er in Psalm 23, 6 sagt: Und ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar. David will gewiss damit sagen, dass er auf Erden im Hause des Herrn ist, und, wenn er stirbt, auch noch im Hause des Herrn ist. So sind Kinder Gottes hienieden im Hause des Herrn, denn die Gemeinde ist sein Haus, und beim Sterben bleiben sie auch im Hause des Herrn. Mit dem Tode zieht ein Kind Gottes nur aus dem unteren Stock des Hauses in den oberen; das Haus wird nicht gewechselt, nur das Zimmer. Wer nun mit David sagen kann: Ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar, der ist hienieden bereits zu dem Volke Gottes zugezählt und in das rechte geistliche Vaterhaus eingetreten, und er geht mit seinem Sterben in das himmlische Vaterland ein.

Fortsetzung folgt. Jäger.

Nr. 937, 14.11.1914,

Meine Amerika-Reise: II.

Aber obschon wir im „Vaterland“ saßen und wohnten, es war doch so ganz anders geworden. Das „Vaterland,“ in dem wir jetzt waren, war beweglich; das welches wir verlassen, war fest, ein kontinentales. In letzterem verkehrte man fast nur mit Deutschen und man sprach und hörte fast nur deutsch; in jenem, das wir nun betreten [hatten], war es so ganz anders. Ein ~~brutes~~ [buntes] Gemisch von Nationalitäten war auf dem Schiff: Engländer, Amerikaner, Deutsche, Russen, Schweden, Schweizer, Franzosen, Neger usw. Die Sprache auf dem Schiffe war mehr englisch als deutsch. Man hatte gar nicht das Empfinden, dass man im „Vaterlande“ oder auf einem deutschen Schiffe war. Man hatte das Gefühl, mehr ein Fremdling auf dem Schiffe, als ein Bürger des Vaterlandes, zu sein. So sind Kinder Gottes hienieden, im irdischen Vaterlande, auch mehr Gäste und Fremdlinge, die nur auf der Durchreise zum himmlischen Vaterhause sich befinden, als dass sie sich hienieden wie zu Hause fühlten. Darum auch die Kinder Gottes eine ständige Sehnsucht nach dem himmlischen Vaterlande in sich tragen.

Der Tag, an dem das Schiff abgefahren war, war ein Samstag, also der letzte Tag der Woche. Ein Samstag soll allezeit die Woche schließen, und damit auch die Arbeit und Mühe beenden. Das Herz soll sich seiner Sorge und seines Kummers ent[lasten]schlagen, soll einkehren in sich selbst und hinkehren zu Gott, sich für den Sonntag vorbereiten, um im Vorgeschmack teilzuhaben an Gottes Ruhe, eingedenk des Wortes: „Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes.“ Doch von Einkehr in sich selbst und Hinkehr zu Gott war an diesem Tage auf dem Schiffe nichts zu merken. Um aus dem Gewühl und Treiben des

Schiffes herauszukommen, zog ich mich beizeiten des Abends in meine Kabine zurück. Damit endigte für mich der 27. Juni und die letzte volle Woche im Juni.

Sonntag, den 25. Juni vermisste ich den Gottesdienst. Ich dachte viel an die Gottesdienststunden in Emden. Es ging mir, wie es in Psalm 84, 1 heißt: Wie reizend schön, Herr Zebaoth, ist deine Wohnung, o mein Gott! Wie sehnet sich mein Herz zu gehen, wo du dich hast geoffenbart! An Predigt, wie es wohl dann und wann auf Schiffen vorkommt, wurde nicht gedacht. Die Passagiere waren zu sehr beschäftigt mit der schönen Fahrt. Mich zur Predigt zu melden, mochte ich nicht. Hätte man mich gefragt zu predigen, so hätte ich es getan. Doch ich begnügte mich damit, mich selbst aus Gottes Wort zu erbauen. Römer 8 bot mir dafür reichlichen Stoff.

Das Wetter an diesem Tage war schön und herrlich. Des Morgens früh sahen wir aus der Ferne die englische Küste. Um 1 Uhr mittags waren wir Southampton gegenüber. Von Southampton kamen Schiffe, brachten Personen und Gepäck um es in unser Schiff zu laden. Ebenso stiegen Personen, die nach England wollten, aus unserm Schiff aus und stiegen ein in das englische Personenschiff. Auch wurden allerlei Waren und Sachen von unserm Schiff auf englische Böte geladen. So geschah es auch, als wir am selbigen Tage des Abends der französischen Stadt Cherbourg gegenüber ankamen. Das geschah alles am Sonntag. Wenig wird auf den Schiffen der Sonntag geachtet. Wie gut, segensreich und herzerquickend ist es, wenn der Sonntag geheiligt wird, und man sich des Sonntags von allem täglichen Geschäfte absondern, sich mit der Gemeinde Gottes versammeln und sich aus Gottes Wort erbauen kann!

In der Nacht von Sonntag auf Montag hatten wir dichten Nebel. Einige Stunden stand das Schiff still, weil es zu gefährlich war, in diesem Nebel zu fahren. Überhaupt war es eine gefährliche Stelle, wo das Schiff sich jetzt befand: es war am Ein- und Ausgang des englischen Kanals. Gegen drei Uhr morgens wurde im Schlafdeck geschellt. Wir standen auf und machten uns fertig. Wir meinten, es sei große Gefahr da. Doch als wir an Deck kamen, waren nur wenige Personen oben. Die Schiffsmannschaft beruhigte uns, und sagte, es sei des Nebels wegen geschellt worden, um bei Zeiten das Personal zu warnen, dass es sich in den Kabinen bereit halte. Als der Nebel nach einiger Zeit sich etwas legte, gingen wir in unsere Kabine und legten uns wieder zur Ruhe. Diese Warnung durch die Schelle erinnerte mich an das Wort des Herrn, sich auch im geistlichen Leben nicht gehen zu lassen, an die Mahnung zu denken: Darum wachet, denn ihr wisset weder Tag noch Stunde in welcher des Menschen Sohn kommen wird. Und: Wachet stehet im Glauben, seid männlich und seid stark!

Am Montag war das Wetter wieder hell und klar. Mancherlei Seetiere zeigten sich an der Oberfläche des Wassers. Das gab den auf dem Schiffe ein Hallo wenn sich so große Fische an der Oberfläche zeigten und tummelten. In dem Allen musste ich Gottes Werke bewundern, wie es in Psalm 104, 24 -26 heißt: Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter. Das Meer, das so groß und weit ist, da wimmelt es ohne Zahl, beide große und kleine Tiere. Dasselbst gehen die Schiffe; da sind Walfische, die du gemacht hast, dass sie darinnen spielen. So sehen wir Gottes Größe auf dem Lande aber auch auf dem Meere!

Am Montag Abend gegen 8 Uhr stellte sich wieder dichter, Nebel ein. Das Schiff ließ seine Signale hören, um sich anderen Schiffen gegenüber hörbar zu machen und sie zu warnen. Das dauerte einige Stunden. Doch ist, Gott sei dank, kein Unglück vorgekommen. So hatte Gott auch an diesem Tage geholfen.

Des Dienstags war das Wetter schön; kein Nebel war vorhanden. man konnte weithin sehen. Doch das Schiff schaukelte mehr als am Tage vorher. Beim Essen klirrten Teller und Tassen. Man konnte vor Geklirr kaum sein eigen Wort, verstehen. Wie ist es zu erklären dass das Schiff so schaukelte, das Tischgeschirr so klirrte, obschon es doch kein Sturm, nicht einmal starker Wind war? Gewiss wird die See unten in der Tiefe so unruhig gewesen sein. So kann

es auch wohl, denke ich, im Leben des Christen gehen. Es kann äußerlich im Leben alles ruhig sein, und doch im Herzen toben. Das Herz das so unruhig und verzagt ist, gleicht oft einem Meere, das von unten her beunruhigt wird.

Mehrere Personen wurden an diesem Tage seekrank. Auch mir wurde es etwas sonderbar und übel, obschon ich sonst auf der Reise, weder hin noch zurück, seekrank geworden bin. Doch an diesem Tage hatte ich wohl einen kleinen, geringen Anfall davon. Ich machte mich des Abends bei Zeiten zu Bett so ging alles gut. Ruhe schien mir das beste Mittel gegen Seekrankheit zu sein. Ruhe in Gott und gläubiges Vertrauen auf den Herrn ist auch das beste Heilmittel gegen allen Seelenschaden.

Mittwoch den 1. Juli war der Wind viel stärker und die See oben viel unruhiger als tags vorher. Und doch ging das Schiff viel stiller, glatter, ruhiger als Dienstags. Das war mir eine Lehre. So kann, sagte, ich mir, auch der Christ äußerlich viel Sturm und Anfechtung, Leiden und Trübsal haben, und doch kann sein Herz ganz ruhig sein. Und umgekehrt, es kann das Leben eines Menschen nach außen so glatt und still sein, und doch das Herz voll Unruhe und Not. Es kommt alles darauf an, ob das Herz ruhig ist und einen festen Halt hat. Von Natur ist das Herz ein trotzig und verzagtes Ding, wer kann es ergründen? Jer. 17, 9. Wenn das Herz nicht ruhig ist, keinen Frieden hat, dann ist und bleibt das Leben eines Menschen voll Unruhe und Sorgen. „Es ist ein köstlich Ding, dass das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade.“ Hebr. 13, 9. Christus und seine Gnade können allein das unruhige, friedeleere Herz stillen und ihm Ruhe geben. Augustin hat gesagt: „Unser Herz ist nicht eher ruhig, als bis es ruhet, o Gott, in dir.“

Als ich mich an diesem Abend ein wenig zurückgezogen [hatte] in den Nichtraucher Salon, um ein Stündchen für mich in stiller Andacht allein zu sein, da füllte sich der Salon mit vielen Gästen. Ein Amerikaner will singend in englischer Sprache ein Gedicht vortragen. Ein anderer, ein tüchtiger Musiker, spielte Sckelo (Cello, gjb) dazu. Es war schön. Ich musste die Gaben bewundern, die Gott den Menschen gegeben. Wenn doch alle Gaben, die der Mensch hat, in den Dienst von Gott gestellt wären. Der Mensch ist von Gott, aber auch zu Gott geschaffen. Wenn das jeder erkannte! Wie schön, wie kommt Gott zu seinem Rechte, wenn der Mensch, das vornehmste Geschöpf auch mit seinen Gaben Gott dient! Wenn auch die Gaben, die Gott den Menschen gegeben, verschieden sind, einige vielleicht auch nur geringe Gaben empfangen haben, so will Gott auch mit den kleinsten und geringsten Gaben gedient sein. Es kommt nur darauf an, dass jeder mit der Gabe Gott dient, die er gerade empfangen hat. Wer nur 1 Pfund empfangen hat, von dem verlangt Gott nicht, dass er ihm mit zweien diene; aber auch nicht, dass er ihm nur mit einem halben Pfunde diene. Der viel empfangen hat, ist darum vor Gott nicht mehr; was hast du, o Mensch, das du nicht empfangen hast? Und der weniger empfangen hat, ist darum nichts weniger vor Gott. Nur die Treue mit den Gaben macht schließlich den Unterschied. Darum, o Mensch, diene Gott mit den Gaben, die du empfangen hast!

Fortsetzung folgt. Jäger.

GB 21.11.1914

Meine Amerika-Reise.

Fortsetzung: III.

Donnerstag, den 2 Juli, war die Luft klar und hell; aber in meinem Herzen zeigten sich einige trübe Wolken. Ich fühlte mich nicht recht glaubensfrisch; ich konnte mich nicht recht freuen. Wie ganz anders ist es, wenn das Herz und Gemüt lichterhell und glaubensfreudig ist. Aber wie oft kommen noch düstre Wolken übers Herz und benebeln die Seele. Darum sind solche Zeiten, wo das Herz im Dunkeln verkehrt, auch gefährliche Zeiten fürs geistliche Leben, gerade so gut wie der dichte Nebel auf See fürs Schiff. Es im Nebel weder gut schiffen, noch

gut leben und wandeln. Darum sei man vorsichtig in dunklen Tagen und tue keinen Schritt ohne Gott und sein Licht. Gut, dass geschrieben steht: „Dem Gerechten muss das Licht immer oder aufgehen und Freude den frommen Herzen“. Psalm 97, 11.

Am 2. Juli war es merklich wärmer als die letzten Tage. Es herrschte eine Art Schwüle. Wir waren in Golfstrom, das merkte man. Wir waren auch in der Gegend, wo die Eisberge sich manchmal sehen lassen. Gut, dass sie uns ferne blieben. Aber am Nachmittage nahm der Wind wieder mehr zu; ja so sehr, dass man sich nicht auf Deck aufhalten konnte. Nur sehr wenige waren noch auf Deck. Im ganzen genommen, achtete man den Wind und Sturm auf dem Schiffe ebensowenig wie auf dem Lande. Es schien, dass man sich auf diesem Schiff sicher fühlte, und vertraute, dass es schon manchen Sturm aushalten könne. Was vertraut der Mensch doch leicht auf das Irdische, obschon es zerbrechlich ist, und wie fällt es dem Menschen so schwer, dem allmächtigen und gnädigen Gott zu vertrauen. Sollte der Mensch sich nicht darüber oft anklagen und sich nicht demütigen vor seinem Gott, der doch unser ganzes und volles Vertrauen verdient hat?

Wir waren auch gerade an der Stelle vorbeigekommen, wo vor 2 Jahren die Titanic untergegangen ist. Eine ernste Stimme Gottes war dieser Unglücksfall. Ruft diese Stelle uns nicht noch heute zu: Mensch, erhebe dich nicht gegen deinen Gott; sei nicht stolz, sondern fürchte dich; sei kein Titan, sondern vor Gott ein schwaches Menschenkind; rühme dich nicht deiner Hände Werke, verlass dich allein auf deinen Gott; tue nichts ohne Gott, aber alles mit Gott. Mensch, lehre deine Tage zählen? Der Herr schreibe dieses tief in unsere Herzen ein! Die Passagiere des Schiffes verkehrten des Nachmittags an diesem 2. Juli wegen des Windes mehr in den inneren Räumen des Schiffes, nicht auf Deck; dabei beobachtete ich wohl mal diesen und jenen, ob er auch Spuren eines Kindes Gottes verrate. Mitunter meinte ich eine ernstere Person entdeckt zu haben. Doch man konnte schwer mit den Einzelnen in nähere Berührung treten. Dadurch dass das Schiff so groß war, war der Verkehr unter einander mehr gelockert. Jeder lebte mehr für sich. Man war wohl gegen einander freundlich und zuvorkommend, aber man trat sich nicht näher. Im übrigen gab es viele Personen, die einen angenehmen Eindruck machten und mit denen man sich angenehm unterhalten konnte. Mit einer Jüdin, die aus dem Talmud viel las, knüpfte ich öfter Gespräche über alttestamentliche Bibelstellen an. Ebenso konnte ich mich gut unterhalten mit einem Ehepaar aus der Schweiz und mit einem andern aus Amerika. Aber im allgemeinen genommen blieb man sich auf Vaterland etwas fremd.

Jeden Tag gab der Kapitän in den Gängen auf einer Karte genau an, wie viel Meilen das Schiff am letzten Tage zurückgelegt hatte. Gestern hieß es 578 Meilen, heute 558 Meilen, also 20 Meilen weniger als gestern. Das wird an dem Sturm gelegen haben. Das Schiff hatte heute mehr Widerstand vom Winde. Nicht allein wurde angegeben, wie viele Meilen wir jeden Tag gefahren, sondern auch, wo auf dem Meere wir gerade waren. Ein kleines Fähnchen wurde auf die Karte dahin gesteckt, wo wir uns jedesmal befanden. So sollten wir uns auch täglich orientieren und fragen, wo sind wir, wie heißt die Station, da wir uns gerade heute befinden? Sind wir auf dem Posten der Wachsamkeit und des Gebets, oder auf dem der Lauheit und Trägheit? Sind wir bei Gott, in seiner Nähe, auf den grünen Weiden des Wortes Gottes, oder auf den Weiden der Welt? Jeden Tag sollten wir Einkehr bei uns selbst halten: Wer mit dem Worte Gottes bekannt ist und durch den heil. Geist ein wenig erleuchtet, kann sich wohl selbst prüfen.

Täglich musste man auf dem Schiff die Uhr fast um eine ganze Stunde zurück setzen, denn so viel fuhr das Schiff von Osten nach Westen. Der Tag hat auf der Hinfahrt 25, und auf der Rückfahrt nur 23 Stunden. Je nachdem man mit der Sonne oder von der Sonne geht, bestimmt sich auch die Länge des Tages. Die Sonne macht den Tag – nicht der Mensch, nicht die Uhr, und nicht seine Arbeit. Es ist auch nur Eine Sonne die unser Leben regiert und auch unsern Lebenstag bestimmt.

Gehen wir mit der wahren Sonne des Lebens, mit Jesu Christo, der die Sonne der Gerechtigkeit und das Licht der Welt ist, gehen wir in seinem Licht, regiert er, das wahre Licht, unser Herz, so wird er unser Leben sein und uns den vollen Tag anbringen ; dann sagen wir: Die Nacht ist vergangen, und das wahre Licht ist uns aufgegangen. Für die Kinder des Lichts wird es einst keine Nacht mehr geben. Sie werden mit der Sonne gehend einst dort ankommen, wo lauter Tag sein wird. Gehen wir dagegen von der Sonne weg gegen das wahre Licht an, so wird es immer nächtlicher werden und es wird unser Tod sein ; wenn wir dort ankommen, wo kein Licht mehr ist, sondern lauter Nacht.

Der Herr gebe, dass wir als Kinder des Lichts, als am Tage und mit der Sonne wandelnde erfunden werden!

Am 4. Juli war die Luft hell und klar wie an keinem Tage vorher. Es war recht schönes Wetter für den Tag der. Ankunft in Amerika, aber auch für den hohen Festtag in Amerika. Denn der 4. Juli ist in Amerika ein froher Festtag. An diesem Tage wurde nämlich im Jahre 1776 die Unabhängigkeit Amerikas erklärt. Seitdem wird der 4. Juli jährlich festlich gefeiert. Amerika freute sich heute der Freiheit, der Erlösung vom fremden Joch.

Was ist doch die Freiheit ein herrliches Gut ! Ist aber die weltliche Freiheit, die Unabhängigkeit von einem weltlichen, irdischen Herrscher ein großes Gut, noch mehr ist es die Freiheit von Sünde, Welt und Teufel. In Jesu ist diese Freiheit zu haben. Wen der Sohn, nämlich Jesus, frei macht, der ist recht frei; frei von Sünde, Welt, Tod und Teufel. Was hattet ihr der Zeit, da ihr der Sünde Knechte waret, für Frucht, sagt der Apostel, welcher ihr euch jetzt schämet. Nun ihr aber seid von der Sünde frei und Gottes Knechte geworden, habt ihr eure Frucht die Heiligung, das Ende aber das ewige Leben. Röm. 6, 21. 22.

Gegen 1 Uhr wurde zum letzten Male auf dem Schiffe das Mittagessen eingenommen. Um diese Zeit kam auch die amerikanische Küste im Sicht. Es ging den Hudson hinein. Die hohen Häuser, die Wolkenkratzer, ließen sich auch schon sehen. Um 4 Uhr landete das Schiff.

Gegen 5 Uhr konnten wir das Schiff verlassen. Doch wurde jeder Passagier erst ärztlich untersucht. Keiner wurde durchgelassen, der nicht gesund war, nicht genug Geld und keine genügende Papiere bei sich hatte. Wir kamen leicht durch. Doch manche andere wurden erst noch auf eine Insel gebracht und dort näher untersucht.

Nach dieser persönlichen Untersuchung wurden noch unsere Koffer nachgesehen, ob auch steuerbare Sachen darin seien. Als dies alles fertig war, war es bereits 6 Uhr abends geworden.

Sollten wir jetzt gleich durchfahren mit der Bahn bis Dubuque? Die Billete nach dem genannten Ort hatten wir bereits durch einen Agenten empfangen. Wir zogen es aber vor, den Sonntag über in New York zu bleiben, und am Montag, den 6. Juli, mit der Bahn weiter zu fahren.

Fortsetzung folgt. Joh. Jäger.

GB No. 940, 32. Jg., 05.12.1914, S. 2

Meine Amerika-Reise.

Fortsetzung: IV.

Samstag, den 4 Juli, waren wir es Abends in New York angekommen. Wir suchten uns ein Logis, um bis Montag daselbst zu bleiben. Nach langem Suchen kehrten wir gegen 9 Uhr in einem Hotel ein. Die Hotelverhältnisse sind dort so ganz anders als hier.

Nachdem wir am Sonntag den 5. Juli, des Morgens gefrühstückt hatten, sagte ich zu meinem Sohne, lasset uns jetzt in die Stadt gehen, eine Kirche suchen, dass wir einem Gottesdienst beiwohnen. Wir gingen eine Zeitlang die Strasse hinauf, bis wir auch eine Kirche fanden. Die Leute gingen gerade hinein; der Gottesdienst sollte beginnen. Auf Befragen, was für eine

Kirche es sei, vernahmen wir, dass es eine Katholische war. Wir gingen nicht hinein; wir gingen weiter. Aber wir konnten noch nicht sobald eine protestantische Kirche finden. Nur in weiter Ferne sagen wir Kirchtürme. Da es schon spät war, kehrten wir um, um wieder ins Hotel zu gehen.

Pastor Dekker, NL-ref. New York

Aber als wir nicht mehr weit von unserem Hotel waren, hörten wir aus einem Hause heraus singen. Es war ein bekannter Gesang. Wir gingen da hinein. Es war eine christliche reformierte holländische Gemeinde. Wir hörten eine gute Predigt über Amos 5, 14. Nach der Predigt machte ich mich bekannt, indem ich den Pastor begrüßte. Der Pastor hieß Dekker; er war noch ein junger Mann. Er hatte in Grand Rapids studiert. Des Abends um ½ 7 Uhr war wieder in dieser Kirche Gottesdienst, dem wir auch beiwohnten. Nach der Abendpredigt blieben wir bei Pastor Dekker, und wir hatten noch eine angenehme Unterhaltung, somit gereute es mich nicht, des Sonntags über in New York geblieben zu sein.

Die Gemeinde, welche Pastor Dekker bedient, ist noch jung und klein; sie ist erst voriges Jahr gegründet. Es waren nur etwa 40 Zuhörer in der Kirche. Aber man hofft, dass die Gemeinde sich unter den Holländern dort ausbreiten wird.

Montag, den 6. Juli setzten wir unsere Reise mit der Bahn fort. Wir fuhren Tag und Nacht durch, und zwar über Philadelphia, Baltimore, Washington, Cumberland, Pittsburgh, Chicago nach Dubuque in Iowa. In der Nacht von Dienstag, dem 7. Juli, auf Mittwoch, den 8. Juli, kamen wir dort an. Dubuque war der vorläufige Bestimmungsort, da wir sein wollten.

Die Schule in Dubuque

Der Zweck meiner Reise war, die theologische Schule in Dubuque näher kennen zu lernen. Das Directorium dieser Schule hatte mich dazu eingeladen.

Diese Schule ist großartig eingerichtet. Sie hat 4-5 große Gebäude. Ein großes Gebäude ist eingerichtet für Lehrsäle, Bibliothek und Arbeitsräume für den Präsidenten der Schule; ein anderes großes Gebäude dient zu Wohnungen und Gesellschaftszimmern für die Studenten. Eine Kapelle für die täglichen Andachten ist damit verbunden. Ein drittes, auch großartiges Gebäude ist eingerichtet für allerlei gymnastische Übungen. In einem 4. und 5. Gebäude befinden [sich] großartige Heizeinrichtungen, um alle diese verschiedenen Häuser zu erwärmen. Auch eine große eigene Druckerei besitzt die Schule. Es sind an dieser Schule 200 Schüler mit 10-11 Professoren. Die Gebäude repräsentieren einen Wert von etwa 500.000 Dollar, das ist 2.000.000 Mark. Die jährliche Unterhaltung dieser Schule beläuft sich auf 50.000 Dollar d.i. 200.000 Mark. Die Schule teilt sich ein in ein College, welches unsern deutschen Gymnasien entspricht, und ein theologisches Seminar, welches einer theologischen Fakultät an den deutschen Universitäten gleichkommt. Die ganze Einrichtung wird nicht vom Staate unterhalten, sondern von der presbyterianischen Kirche, zu welcher auch der Präsident Wilson und der Staatssekretär Bryan gehören. Zeitiger Präsident dieser Schule ist Dr. Steffens, Sohn des Pastor Steffens, der auch in unserer Klassis bekannt ist. Seit Dr. Steffens an dieser Schule als Präsident tätig ist, hat sich dieselbe sehr ausgebreitet, seitdem sind auch alle diese neuen Gebäude entstanden. Es wird an dieser Schule in englischer und deutscher Sprache unterrichtet. Die literarischen Fächer werden meist deutsch gegeben: die theologischen sind meist englisch. Um diese Schule kennen zu lernen, blieb ich die erste Woche in Dubuque. Hier war auch mein eigentliches Domizil während meines Aufenthalts in Amerika.

Reisen in die Gemeinden

Von Dubuque aus machte ich mehrere Reisen in die einzelnen Gemeinden, meist in die deutschredenderen Gemeinden. Ich besuchte Gemeinden in Holland, Grundycenter, Wellsburg, Westfriesland, Ostfriesland, Ackley, Parkersburg, Kamrar, Orange City, Middelburg, Georg,

Waukoa, Freeport, Foreston und Elisabeth, die letzte im Osten, in der Nähe von New York, die anderen in den Staaten Iowa und Illinois. Wenn nicht der Krieg so plötzlich ausgebrochen wäre, würde ich auch noch Gemeinden in Dakota, Minnesota und Michigan besucht haben. Überall, wo ich gewesen bin, habe ich viele Ostfriesen angetroffen, Ostfriesen aus Stadt- und Landkreis Emden, aus Aurich und Norden, aus Weener und Bunde und aus verschiedenen anderen Dörfern Ostfrieslands. Auch aus der Grafschaft Bentheim habe ich viele begrüßen dürfen. Überall wurde ich mit Freuden aufgenommen und um Vieles gefragt und um Viele befragt. Viele haben mir auch Grüße nach Ostfriesland und Bentheim aufgetragen. Man konnte den Ostfriesen und Bentheimern es anmerken, dass sie ihre Heimat nicht vergessen hatten, dass sie noch viel an ihre alte Heimat zurück dachten, obschon sie das neue Vaterland im allgemeinen rühmten. Es war mir auch noch besonders angenehm, mit manchen mir persönlich bekannten Brüdern zusammen zu kommen und sie begrüßen zu können. Ich habe begrüßen dürfen : Pastor Potgeter, Pastor Schürmann, Pastor Schulz, Pastor Timmermann, Pastor Ahuis, Pastor Höfker, die Geschwister Kromminga, früher in Oldersum. Bei einigen Geschwistern kamen Tränen in die Augen, als sie mich sahen. Es waren Tränen der Erinnerung und Freude.

Es geht den Ostfriesen und Bentheimern dort im allgemeinen recht gut. Viele sind dort zu Reichtum gekommen. Früher war der Boden billig. Wer vor Jahren Land billig gekauft hat und fleißig gewesen ist, ist heute reich. Doch ist das Land heute in Amerika auch teuer, so dass heute nicht leicht jemand reich werden kann.

Das kirchliche und geistliche Leben war in den Gemeinden, wo ich war, recht frisch und lebendig. Ich habe mich darüber gefreut. Doch habe ich den Eindruck bekommen, und habe es auch bestätigen hören, dass es mit dem kirchlichen und geistlichen Leben in den westlichen Staaten besser bestellt ist als in den östlichen Staaten Nord-Amerikas, und dass es auch damit in den deutsch und holländisch redenden Gemeinden besser bestellt ist als in den englisch redenden. Dies gilt nicht allein vom geistlichen Leben, sondern auch von Lehre und Zucht. In vielen Orten Nord-Amerikas leidet das kirchliche und geistliche Leben unter dem Streben nach Reichtum und Erwerb. Es leidet auch unter den verschiedenen Strömungen menschlicher Meinungen und Verirrungen. Dazu gesellen sich besonders im Osten Nord-Amerikas allerlei Vergnügungen und Belustigungen, wozu vielfach auch der Sonntag benutzt wird. Das Sportleben wird in Amerika gerne getrieben. Doch gilt dieses nicht von den Gemeinden, die ich besucht habe.

Sonntagsschulen

Eine eigentümliche Erscheinung irr Nord-Amerika sind die Sonntagsschulen. Während hier zu Lande nur die Kinder bis zu ihrem 14. Lebensjahre die Sonntagsschule besuchen, besuchen dort auch Erwachsene, Männer und Frauen, wohl bis zu ihrem 30. – 40. Lebensjahre die Sonntagsschule. Ich wollte mich anfangs darüber nur freuen, als ich dann aber hörte und es auch sah, dass die Sonntagsschuljugend vielfach den Gemeinde-Gottesdienst versäumte, da erkannte ich, dass auch die Sonntagsschulen in Amerika ihre Schattenseiten haben. Die Sonntagsschulen beginnen meist des Vormittags von ½ 10 – ½ 11 Uhr und dann beginnt um ½ 11 oder ¼ 11 Uhr der Gemeinde-Gottesdienst. Wer in der Sonntagsschule gewesen war, fehlte vielfach im Gemeinde-Gottesdienst. Dieses war nicht gut, und hat die Wirkung, dass der Gemeinde-Gottesdienst leicht vernachlässigt wird.

Sprachenproblem

In den Volksschulen wird seitens des Staates nur in der englischen Sprache unterrichtet. Daher sprechen die Kinder auch vielfach die der Deutschen, lieber englisch als deutsch. Die deutsche Sprache wird in privatem Unterricht gelehrt. In den Sommermonaten, wenn die staatlichen Lehrer Ferien haben, werden in den deutschen Gemeinden für die Zeit deutsche Lehrer, meistens Studenten aus Dubuque, angestellt, damit sie in der Zeit deutsch

unterrichten. Auch die Sonntagsschule wird noch mit dazu benutzt, um das Deutsche zu lernen. Die Deutschen und Holländer halten in ihren Häusern sowohl in ihrem Umgange mit einander, als auch in ihren Andachten ihre Muttersprache streng bei, aber sie können doch nicht wehren, dass ihre Kinder lieber englisch als deutsch und holländisch reden. Auf der Strasse, auf der Reise wird englisch geredet. Wer nicht englisch kann, ist daher mitunter übel dran. Ob sich da. auf die Dauer die deutsche und holländische Sprache halten lässt? In den abgeschlossenen Ortschaften noch wohl vorerst; aber auf die Dauer? An vielen Orten muss daher auch neben dem deutschen und holländischen Gottesdienste ein englischer Gottesdienst gehalten werden. Und wo dass bereits der Fall ist, kommt die Jugend fast nur in die englische Predigt.

(Fortsetzung folgt.)

Jäger.

Es fehlt hier offenbar die 5. Fortsetzung im GB???

Sie ist im Manuskript vorhanden.

Die 4. Fortsetzung findet sich im GB vom 05.12.1914,

die 6. Fortsetzung im GB vom 12.12.1914.

Vermutlich wurde die 5. bewusst ausgelassen, aber vergessen, die Nummerierung der Folgen danach zu ändern.

Der Grenzbote, No. 941, 32. Jg., 12.12.1914, S. 3f

Meine Amerika-Reise.

Fortsetzung: VI

Samstag, den 22 August, kamen wir morgens 8 Uhr in New York an. Wir blieben aber an diesem Tage und Sonntag, den 23 August, nicht in New York, sondern reisten Samstags gleich von New York zu Pastor Hortsch in Elisabeth, einer Stadt, 3 Stunden von New York entfernt. Hier bei Pastor Hortsch, der ein geborener Deutscher ist, erfuhr ich erst die volle Wahrheit über die europäischen Kriegslager und die Siege der Deutschen. Hier bekam ich auch eine gute deutsche Zeitung zu lesen.

Rückreise von New York aus

Montag, den 24 August, machten wir uns wieder von Elisabeth auf und reisten nach New York zurück. Nachdem wir uns noch einige Stunden in New York aufgehalten, bestiegen wir abends 8 Uhr das Schiff „Nieuw-Amsterdam“, denn es sollte schon nachts 1 Uhr abfahren. Als wir am Hafendamm (Pier) ankamen, hatte sich eine große Menschenmenge daselbst angesammelt. Es waren meist Deutsche. Denn mit dem Schiff Nieuw-Amsterdam fuhren wohl annähernd 900 Deutsche. Dazu kamen noch die Angehörigen und Freunde der Deutschen, die sich zum Abschiede hier eingefunden hatten. Als wir nach Amerika fuhren, waren wir wohl auf einem deutschen Schiffe, aber man hatte mehr das Empfinden, auf einem fremden, englischen Schiffe zu sein, als auf einem deutschen. Jetzt stiegen wir in ein holländisches Schiff ein, und es war, als ob wir unter lauter Deutschen waren. Holländer waren nur etwa 300 an Bord. Zum Abschiede wurden deutsche patriotische Lieder angestimmt. Man ließ den Kaiser hochleben, dass der ganze Hafen in der Nachtstille wiederhallte. Auch englische und französische Schiffe hörten und sahen das alles. Man wurde einerseits durch diese Begeisterung, und das Absingen patriotischer Lieder ganz angenehm überrascht, ich sage angenehm überrascht, denn seit dem Ausbruch des Krieges mussten wir uns in Amerika sehr in acht nehmen, für Deutschland offen Partei zu nehmen; und nun hier noch auf amerikanischem Boden dieses begeisterte Singen patriotischer Lieder! Das war eine Überraschung, aber für deutsches Empfinden eine angenehme Überraschung. Jetzt wussten

wir erst, das auch noch manches deutsche Herz in Amerika für Deutschland schlägt. Aber andererseits musste einem über dem Singen und dem Hochlebenlassen angst und bange werden, wenn man daran dachte, dass englische und französische Schiffe und auch sonst Freunde Englands in der Nähe waren und das alles mit ansahen und anhörten. Was werden nun die feindlichen Schiffe und die Freunde Englands und Frankreichs tun? Werden sie nicht gleich telegraphieren, dass 900 Deutsche, von denen die meisten Reservisten, auf dem Schiffe sind? So musste man sich fragen. Und sicherlich ist das auch geschehen, denn jeden Tag waren im Hafen von New York solche wie man hörte, die alles, was dort vorging, durch Funkentelegraphie dahin berichteten. Es war uns, den Deutschen, auch bald deutlich, dass eines Tages unser Schiff angehalten werden würde. Wohl waren viele Deutsche mitgefahren in dem Gedanken, dass sie gut überkommen würden. Man stützte das darauf, dass das Schiff neutral sei, einem neutralen Staate angehöre, auch einen neutralen Hafen anlaufe und dass nach Zeitungsberichten England die Versicherung oder die Zustimmung; gegeben habe, neutrale Schiffe nicht anzuhalten. Aber schon gleich nach der Abfahrt des Schiffes verhehlte man sich nicht mehr, dass man das Schiff anhalten und die Deutschen gefangen nehmen werde, um so mehr, als auch bekannt wurde, dass das Schiff bereits auf der Hinfahrt nach Amerika sechsmal angehalten worden war. Und als dann noch bekannt wurde, dass auch das Schiff Potsdam, das Deutsche an Bord hatte, von den Engländern aufgefangen worden und die Deutschen in Gefangenschaft gebracht worden seien, da tat's manchem Deutschen leid, die Reise angetreten zu haben. Einige überlegten denn auch mit dem Kapitän, sobald ein feindliches Schiff in den ersten Tagen nach der Abfahrt in Sicht sei, umzukehren und wieder in den Hafen New York einzulaufen. Aber es ließ sich in den ersten 8 Tagen kein feindliches Schiff sehen. Gewiss dachte der Feind, dass Zeit genug sei, unser Schiff anzuhalten, wenn es in den englischen Kanal eingelaufen sei. Denn wäre in feindliches Schiff eher gekommen, so hätte es doch wieder mit zurückfahren müssen. Da nun das Schiff „Nieuw Amsterdam“ immerhin durch den englischen Kanal musste, so war der Eingang des Kanals und die Einfahrt des Schiffes in den Kanal der rechte Ort und die rechte Zeit, unser Schiff gefangen zu nehmen. So geschah es denn auch.

Das Schiff „Nieuw Amsterdam“ war wohl nicht so groß, und es bot nicht die Bequemlichkeiten, die das deutsche Schiff „Vaterland“ bot, aber es war doch ein schönes, schmuckes Schiff. Wir hatten auf der Rückreise auch das herrlichste Wetter. Es war an sich eine angenehme Fahrt. Nebel und Sturm haben wir auf der Rückreise nicht gehabt. Aber trotz des schönen Wetters und der schönen Fahrt lag eine gewisse Schwüle, ein Druck auf allen Gemütern, besonders den Deutschen. Jeden Tag unterhielt man sich über eine etwaige Gefangennahme. Und wenn ich auch nicht so viel darüber sprach, man musste doch viel daran denken, darum beten und seufzen. Mein Tagebuch aus dieser Zeit ist voll von Gebeten und Seufzern, aber auch voll Dank gegen Gott. An jedem Tage nach der Abfahrt von New York war man gespannt und wartete ab, ob auch ein feindliches Schiff komme! Sobald man des Morgens erwachte und die Augen aufschlug, musste man einerseits Gott danken, dass in der Nacht kein feindliches Schiff gekommen, und andererseits musste man wieder bitten; „Herr, bewahre uns an diesem Tage!“ wenn es Abend geworden, muss ebenfalls wieder einerseits danken und andererseits bitten. Ebenso war es am Tage. So gingen denn diese Tage unter viel Gebet und Seufzen, aber auch unter vielem Dank gegen Gott dahin. Mitunter wurde ich unter dem Beten und Danken auch so gestärkt im Glauben, dass ich vertrauen durfte: Der Herr wird alles wohl machen und mich trotz der Gefahren wohl behalten in Emden ankommen lassen.

In den ersten Tagen nach der Abfahrt waren die deutschen Männer, die fast alle recht blühend und kräftig aussahen, noch mutig und lustig. Aber nach einigen Tagen wurden alle ruhig und still. Die erst so lustig und fröhlich waren, ließen sich kaum mehr oben auf Deck sehen. Und wenn in den ersten Tagen noch einige fröhlich sangen, so war es nur, um ihre ängstlichen Gefühle zu unterdrücken. Ein junger Herr suchte sich mehr an mich anzuschließen. Bei

näherer Unterredung mit ihm, fand ich, dass er ein christlicher, gläubiger junger Mann war. Er sah in diesem Kriege Gottes Stimme. Er meinte, dieser Krieg sei der Anfang vom Ende der Welt. Ein anderer Herr, der ein Angestellter auf „Vaterland“ gewesen war, und nun als Offizier am Krieg mit teilnehmen wollte, der erst auch so lustig gewesen aber jetzt mehr zurückgezogen war, machte mir gegenüber eine Äußerung, die mir die erste Zeit bei blieb. Er sagte unter anderem: dass ich vielleicht gefangen genommen werde, das ist's nicht so sehr, was mich wurmt, aber das ist mir fast unerträglich, dass ich noch vor dem Kriege hätte überkommen können, aber es versäumt worden ist. Denn das Schiff „Vaterland“, auf dem ich war, wollte erst ein paar Tage eher, als es nun geschehen von New York zurück nach Hamburg fahren; wäre das geschehen, so wäre das Schiff noch gerade vor Ausbruch des Krieges in Hamburg angelangt. Aber nun werden wir gleich nach Abfahrt von New York wieder zurückgerufen. Und nun liegen wir da in New York ganz nutzlos. Dass wir den rechten Augenblick zur Rückkehr versäumt haben, das ist's, was mich nagt und schmerzt. Die Stimme im Innern hören zu müssen: „hätte ich doch, hätte ich so und so getan“, das ist für deutschen Soldaten unerträglich“, sagte er. O, dachte ich, welche wichtige Lehre für einen Christen, nichts zu versäumen, was unsere Pflicht ist. nicht etwas zu verschieben, was wir heute tun können. Wenn ein deutscher Soldat noch ein Pflichtgefühl hat, einem irdischen König gegenüber, wie sollten wir unserm himmlischen Könige [nicht] treu sein? Was kann von zwei Tagen abhängen! Denn wäre das Schiff „Vaterland“ ein paar Tage eher abgefahren, wie es das gekonnt und man es auch erst gewollt hatte, dann wäre das Schiff statt in Amerika in Hamburg gewesen; dann wäre es zu rechter Zeit in Deutschland gewesen und hätte gleich am Kriege mit teilnehmen können. Ich denke, jeder Christ wird daraus eine Lehre ziehen: Wie viele Versäumnisse lässt sich noch das Kind Gottes zu schulden kommen, die nicht wieder gut gemacht werden können! Und ist die Hölle nicht voll von solchen, die Tag und Nacht rufen: Hätte ich doch! Hätte ich doch!

Fortsetzung folgt. Jäger

Am 19.12.1914

kam dann erst die vorher vergessene Folge V:

Meine Amerika-Reise

Fortsetzung : V.

Es möchte vielleicht noch interessieren zu hören, wie denn die Amerikaner über uns Deutsche und den heutigen Krieg denken. Die Amerikaner haben im allgemeinen hohe Achtung vor den Deutschen. Deutschland ist ihnen das Land der Wissenschaft und Kultur. Der deutsche Professor, der deutsche Arzt, der deutsche Kaufmann, der deutsche Farmer und Handwerker ist sehr geachtet. Aber das Deutschtum und deutsche Disziplin sind bei ihnen weniger beliebt. Und das ist kein Wunder. Denn da die Amerikaner fast nur englische Zeitungen lesen, so werden ihnen dieselben Anschauungen, Meinungen und Urteile über Deutschland, wie man sie in England hat, durch die täglichen Blätter eingetrichtert.

Den einzelnen Deutschen behandelt man mit Achtung; aber spricht man über Deutschland dann merkt man bald einen von englischen Gefühlen durchtränkten Geist. Im allgemeinen genommen, halten die Amerikaner mit England. Man musste sich sehr in acht nehmen, wenn ein Sieg der Deutschen gemeldet wurde, dass einen das angenehm berührte. Nur manche Deutsche gaben offenkundig ihre Sympathie mit Deutschland zu erkennen. Auch der Präsident der Vereinigten Staaten, Wilson, ist ein Engländer von Blut und Gesinnung. Doch ist er ein Mann des Friedens, und er möchte jeglichen Krieg vermieden wissen. Alle Uneinigkeit der Völker müsste nach seiner Meinung durch das Haagsche Schiedsgericht entschieden werden. Für den 4. Oktober hat er denn auch für Nord-Amerika einen Bitttag ausgeschrieben, dass alle Gemeinden zusammen um den Frieden Europas bitten möchten. Wir

können uns des nur freuen, und uns im Gebet um den Frieden mit den Amerikanern vereinigen. Doch es hat mich in Amerika mitunter sonderbar berührt, wenn über Krieg und Frieden gesprochen wurde. Eine allgemeine, Meinung unter den Christen in Amerika ist diese, dass auch jetzt schon, ehe die Sünde aus der Welt geschafft ist, ein allgemeiner, dauernder Friede unter den Völkern sein könnte. Ich habe dann wohl mal darauf hinweisen müssen, dass der Krieg freilich um der Sünde willen da ist; aber weil noch Sünde da ist und solange noch Sünde in der Welt ist, der Krieg nicht gemieden werden kann. Zudem schien man in Amerika gar nicht zu begreifen, dass die Obrigkeit aus Gott ist, und die Obrigkeit das Schwert trägt, um aller Sünde gegenüber die Gerechtigkeit zu handhaben.

Auch in der Stadt Dubuque ist mau bis auf einige Ausnahmen sehr englisch gesonnen. In der ersten Zeit des Krieges nannte man unsern Kaiser den Urheber des Krieges (Lord of the war). Ich musste dann wohl unsern Kaiser verteidigen und hervorheben, dass unser Kaiser 26 Jahre lang selbst in schwierigsten Zeiten es bewiesen habe, dass er ein Mann des Friedens sei und mit Recht ein Friedenskaiser genannt werden dürfe. Es sei nicht so, wie man in Amerika in den Zeitungen lesen könne, dass unser Kaiser seine kriegerische Gesinnung bis heute verborgen gehalten habe, um, wenn er genug gerüstet sei, seine kriegerische Lust zu offenbaren. Der Kaiser habe heute nicht anders gekonnt. Der Krieg sei ihm aufgezwungen. Hätte er ihn hindern können, so würde er es auch heute getan haben. Wohl änderte sich das Urteil über den Krieg im Laufe des August etwas, nämlich zu Gunsten Deutschlands; aber doch nicht viel.

Acht Tage vor meinem Weggange aus Dubuque kam ein Redakteur der dortigen größten Zeitung zu mir, um zu wissen, wie ich über den Krieg urteile. Ich teilte ihm meine Meinung mit, und setzte ihm die tieferen Ursachen des Krieges auseinander. Er, bat mich, ihm meine Gedanken und Urteile schriftlich zu geben. Auch bat er mich, mich auf seine Kosten photo[gra]phieren zu lassen, um dann mein Bildnis mit meinen Gedanken über den Krieg in seiner Zeitung erscheinen zu lassen. Ich habe seinen Wunsch erfüllt. Die Nummer dieser Zeitung ist dann nicht allein von den täglichen Abonnenten dieses Blattes gelesen worden, sondern weit über den täglichen Leserkreis hinaus. Man hat diese Zeitungsnummer in einer großen Anzahl vervielfältigen müssen, weil auch außerhalb des gewöhnlichen Leserkreises viel Nachfrage nach dieser Nummer war. So neu schienen den Leuten von Dubuque meine Gedanken über den Krieg zu sein. Doch hie und da hatte man auch gesündere Urteile über Deutschland, und das war da, wo man eine deutsche Zeitung hatte. Deutsche Zeitungen gibt es in Amerika sehr wenige. In einigen Orten kann man gar keine bekommen. So sehr ist alles unter englischem Einfluss.

Doch ich will mich über Amerika selbst nicht zu lange verbreiten ; ich will noch meine Rückreise erzählen.

Als ich am 1. August von der Kriegserklärung las und hörte, war ich ganz im Westen vom Staat Iowa. Sonntag den 2. August blieb ich noch dort, um zu predigen ; aber, obschon mein Vorhaben war, noch weiter nach dem Westen, nach Dakota zu reisen, kehrte ich am 3. August nach Dubuque zurück, um meine Rückreise zu ordnen. Denn von dem Augenblick an, dass der Krieg ausgebrochen war, hatte ich keine Ruhe mehr, noch länger in Amerika zu bleiben. In Dubuque angekommen, setzte ich mich mit dem Agenten der Passagierschiffe in Verbindung. Ich vernahm aber, dass vorerst an die Rückreise nicht ,gedacht werden könne. Denn deutsche Schiffe fahren nicht mehr. Das Schiff „Vaterland“, mit dem ich gekommen war und auf dem ich die Rückfahrt schon bei der Hinreise bestellt hatte, lag nun in New York still. So noch mehrere deutsche Passagierschiffe. Auch die Holland-Amerika Linie hatte vorerst ihre Fahrten eingestellt. Ich erkundigte mich beim deutschen Konsul in Chikago, wie ich nach Deutschland kommen könne. Er schrieb, die einzige Möglichkeit sei die Holland-

Amerika, oder die italienische Linie. Auf die italienische Linie verzichtete ich. Kurze Zeit darauf. erfuhr ich, dass das Schiff Rotterdam von der Holland-Amerika Linie fahre, vielleicht könne ich mit dem fahren. Als ich einen Platz für uns bestellte; hieß es aber: Das Schiff nimmt keine Deutsche mit, es nimmt nur Niederländer, Engländer und Franzosen mit. Ein paar Tage später hieß es: Das Schiff Potsdam fährt am Samstag nach Rotterdam, das nimmt auch Deutsche mit. Aber es war schon Freitag, als ich das hörte, so dass ich das Schiff bis zum andern Tage nicht mehr erreichen konnte. Acht Tage später bekam ich die Nachricht: Am 25. August fährt das holländische Schiff Nieuw Amsterdam, das nimmt auch Deutsche mit. Freunde in Amerika meinten, es sei zu gefährlich, in jetziger Zeit zu reisen; ich solle bleiben bis der Krieg vorüber sei. Aber das wollte ich nicht gerne. Es trieb mich nach Hause. Ich sagte mir, die Gelegenheit nach Hause zu kommen wird, solange der Krieg dauert, nicht besser werden. Das Ende dieses Krieges kann man noch nicht absehen. So ganz abgeschnitten zu sein von der Familie, der Gemeinde, dem Vaterlande, das kam mir unerträglich vor. Schon bekam ich aus Emden seit dem Ausbruch des Krieges keine Nachricht mehr. Und obschon ich mir sagen musste : Es ist sehr gewagt mit dem Schiffe nach Holland zu reisen, die Engländer oder Franzosen können dich gefangen nehmen; und obschon man in Amerika mich warnte und man mir das Leben für den Winter sehr angenehm machen wollte, so konnte ich doch nicht länger bleiben. Ich entschloss mich, mit Gottes Hülfe die Rückreise auf dem Schiffe Nieuw-Amsterdam anzutreten. Ich kam aber mit dieser Sache vor Gott ins Gebet, und auf dem Wege des Gebets wurde ich in diesen meinem Beschluss noch mehr bestärkt. Ich hatte die Zuversicht zu Gott, er werde mich und meinen Sohn wieder nach Hause bringen, wenn ich auch das „ Wie“ nicht wusste.

Ich bestellte am 17. August bei dem Agenten in Dubuque unser Billet. Am 20. August des Morgens konnte ich die Billette in Empfang nehmen. Und des Nachmittags 5 Uhr desselben Tages stiegen wir in den Zug, um nach New York zu fahren. Um 12 Uhr nachts waren wir in Chikago, und am 21. August nachmittags 4 Uhr in Buffalo am Niagara Wasserfall. Wunderbar schön ist dieser Wasserfall. Es hatte sich gerade ein Regenbogen darüber gebildet. Als ich den Regenbogen sah, der nicht hoch wie gewöhnlich am Himmel, sondern nur ein wenig über dem Wasserfall stand, dachte ich an den Bund Gottes mit Noah, an die Treue und Gnade Gottes. Denn wenn auch der Bund Gottes mit Noah zunächst nur ein Naturbund ist, so ist er doch auch eine Unterlage des Gnadenbundes. Gott selbst erscheint in Offenb. 4 dem Johannes im Himmel als umgeben von einem Regenbogen gleich anzusehen wie ein Smaragd. Das will sagen, Gott will alle seine Verheißungen erfüllen, er hält, was er versprochen hat. Die Hoffnung der Kinder Gottes lässt nicht zu Schanden werden. Das will die grüne Farbe des Smaragd uns sagen. Gott ist ein getreuer Gott. Das mag auch in der heutigen Zeit ein Trost sein für Gottes Volle und für alle Zufluchtnehmende Seelen. Auch ich schöpfte Trost aus dem Regenbogen für meine Reise.

Fortsetzung folgt. Jäger

GB No 943, 32. Jg., 26.12.1914, S. 3f

Meine Amerika-Reise Fortsetzung VII

Als wir am 2 September des morgens früh bereits in den englischen Kanal eingefahren waren, kam ein französisches Kriegsschiff in Sicht, nämlich der Hilfskreuzer Savoy. Er gab einen Schuss ab als Zeichen, dass unser Schiff halten sollte. Sofort stand unser Schiff. Als das französische Schiff heran gekommen war, bestiegen ein französischer Officier und mehrere französische Soldaten unser Schiff. Gleich wurden alle Passagiere unsers Schiffes geweckt und schon um 6 Uhr morgens mussten alte Insassen an Deck der 1 Klasse kommen und ihre

Papiere vorzeigen. Nach dem der französische Officier einige Papiere gesehen, konnten wir wieder gehen, ohne dass uns etwas Näheres darüber gesagt wurde, was nun mit uns Deutschen und dem Schiff geschehen sollte. Um 11 Uhr vormittags hieß es: Alle Ladung und Bagage des Schiffes ist unter französisches Siegel gelegt, und dass Schiff mit Ladung und allen Passagieren soll nach der Festung Brest gebracht werden. Und um 12 Uhr bestiegen noch mehrere französische Officiere und Soldaten unser Schiff. Französische Officiere und nicht mehr der Capitain hatten nun das Kommando auf dem Schiff. Sie brachten es nach Brest. Um ½ 11 Uhr abends kamen wir in Brest an. Neben der holländischen Flagge wurde nun auch die französische gehisst.

Am andern Morgen, dem 3. September, kamen französische Kähne und Böte an unser Schiff heran, um ihm alle Frachtgüter, wie Getreide, Mehl, Kohlen usw. zu entnehmen und in die Stadt Brest zu bringen. Wir Passagiere mussten um 8 Uhr vormittags auf Deck erster Klasse antreten und unsere Papiere bereit halten, sie auf Verlangen vorzuzeigen. Und nun stand man auf .Deck erster Klasse von 8-12 Uhr, und wiederum von 2-4 Uhr nachmittags, und noch hatte man unsere Papiere nicht gesehen. Um 4Uhr wurde durch Stewards bekannt gemacht: Alle Holländer und Engländer und Franzosen können .auf dem Schiff bleiben und nach Rotterdam befördert werden ; aber alle männliche Deutschen, Oesterreicher und Ungarn müssen sich fertig machen, ihr Handgepäck nehmen, das Schiff verlassen und in Gefangenschaft gehen. Ich bat den Obersteward mich zum französischen Officier zuzulassen, um ihm meine Papiere zu zeigen und ihn zu bitten, mich und meinen Sohn auf dem Schiff zu lassen, da ich doch schon 64 Jahre alt sei und mein Sohn erst 16 Jahre. Aber er wollte mich nicht zulassen. Ich bat ihn dringend zum zweiten Male. Aber es half alles nichts jedes Mal, so oft ich vor der Türe stand, um zum Officier gehen zu dürfen, schloss er die Türe vor mir zu. Über die Stewards auf diesem Schilf war allgemeine Klage. Als ich nicht zum Officier zugelassen wurde, wollte ich es erst wagen, gestützt auf mein Alter doch auf dem Schiffe zu bleiben. Mehrere Passagiere meinten auch ich solle nur auf dem Schiff bleiben und nicht mit in die Gefangenschaft gehen. Auch mein Sohn bat mich zu bleiben; er wolle allein ohne mich in die Gefangenschaft gehen. Erst wollte ich das auch wohl. Als ich dann die Sache näher bedachte, sagte ich mir: Erstens ist es Befehl, dass alle Deutschen, ob jung oder alt, vom Schiff gehen und in die Gefangenschaft gehen sollen. Wenn das Schiff vom Militär untersucht worden sollte, und das wird sehr wahrscheinlich geschehen, könntest du erst recht in Gefahr kommen, erschossen zu werden. oder in eine noch strengere Gefangenschaft zu kommen, als es jetzt der Fall ist. Und zweitens, wenn du nicht mitgehst und dein Sohn geht allein hin, so wird dein Sohn nicht mehr zurückkommen, sie werden ihn sicher behalten. Wenn du aber mitgehst, so ist vielleicht noch Hoffnung da, dass wenn sie dich entlassen, sie auch deinen Sohn frei gehen lassen: denn du kannst, noch für ihn reden und sein Alter beweisen. (So wie ich gedacht, ist es auch gekommen). Aus diesem Grunde entschloss ich mich, dem Befehle getreu zu folgen und in die Gefangenschaft zu gehen. Gott hat Mittel und Wege genug, sagte ich mir, um dich wieder los zu machen.

Um 6 Uhr Abends kamen mehrere große flache Böten (Pontons) an unser Schiff heran, und nun hieß es: Alle Deutschen, Oesterreicher und Ungarn müssen ihr Handgepäck nehmen, das Schilf verlassen, in die Böte einsteigen und in die Gefangenschaft gehen. Etwa 750 Männer mussten das Schiff verlassen und in Böte hinuntersteigen. Beim Besteigen der Böte wurden alle Taschen untersucht, ob man auch eine Pistole, ein Messer oder sonst etwas bei sich hatte. Alle Taschenmesser, Stöcke, Schirme wurden einem abgenommen. Auf den Böten war keine Sitzgelegenheit, alle mussten stehen, auch während der Fahrt. Mir bot man noch einen Sitz in einer Ecke auf einem Haufen Tau an. Als alles eingestiegen, wurden wir durch ein kleines Dampfschiff eine Stunde weit weggefahren an die Küste einer kleinen Insel. Auf dieser kleinen Insel oder Halbinsel lag das Fort Crasson. Als wir ans Land getreten waren, mussten

wir das Reisegepäck hinsetzen [und] in Reih und Glied treten, um noch einen zweistündigen Marsch zu machen nach der Festung Crasson, wo wir gefangen sitzen sollten.

Gleich nachdem wir angetreten waren, wurde bekannt gemacht, dass jeder, der auch nur im geringsten den Gehorsam verweigere oder ohne Erlaubnis bei Seite trete, sofort erschossen werden solle. Kaum eine Viertelstunde später wurde, von uns auch einer erschossen. Es soll ein Pole gewesen sein. Es wurde gesagt, er habe sein Gepäck hinsetzen sollen, habe den Befehl nicht verstanden oder noch etwas aus seiner Handtasche mitnehmen wollen, und sei dann sofort erschossen worden. Vier Schüsse sind auf ihn abgegeben, die ich vorne im Zuge gut hörte. Bald danach begann der zweistündige Marsch.

Meine Seitenmänner bemerkten gleich, dass ich nicht gut marschieren konnte; wenigstens nicht den zweistündigen Marsch aushalten würde. Sie meldeten es dem französischen Hauptmann. Der wies aber die Meldung kurzer Hand ab und sagte nur : Wir haben keinen Wagen, wenn der betreffende Herr nicht gut gehen kanu, dann mögen die andern Herren ihn unterstützen. Das haben denn die beiden Herren an meiner Seite rechts und links auch getreu getan. Sie waren Ärzte. Bald boten sie mir ihren Arm, bald ihre Schulter zur Unterstützung an. Sie haben getan, was sie konnten. Und ich wollte auch alle meine Kräfte anwenden, um mitzukommen. Aber als wir etwa noch 20 Minuten von der Festung Crasson entfernt waren, sank ich kraftlos und bewusstlos hin. Bewusstlos habe ich dann da am Wege gelegen. Man erzählte mir nachher, dass, als ich bewusstlos am Wege gelegen hätte, französische Zivilisten aus den Dörfern gekommen seien mit Steinen und Knüppeln, um mich zu töten. Auch die französischen Soldaten seien roh mit mir umgegangen und hätten mich mit den Gewehrkolben gestoßen und geschlagen. Das muss wahr gewesen sein, denn mehrere Tage nachher habe ich, besonders an meiner Stirn und am Kopfe ein wundes, schmerzliches Gefühl gehabt. Als ich auf dem Wege bewusstlos dalag, hat mein Sohn, der etwa 100 Meter hinter mir im Zuge war und mich so an der Erde liegen sah, den Officier gebeten, zu mir kommen zu dürfen; es ist ihm aber nicht erlaubt worden. Es müssen französische Soldaten zurückgelassen oder zurückgeschickt worden sein, mich zu bewachen und mich auf einem Handkarren, den man im nächsten Dorfe, geliehen, zu holen. Von dem allen, dass ich da im Wege gelegen, dass ich bin auf einen Karren, auf einen Hundekarren geladen, und was sonst mit mir vorgegangen und gemacht worden ist, weiß ich selbst nichts. Ich bin ganz bewusstlos gewesen. Erst als ich kurz vor der Festung war, merkte ich, dass ich auf einem Karren lag, dass mehrere Personen mich an die Hände und Arme fassten, und mich vom, Wagen herunter ziehen wollten, und dass andere den Wagen von hinten drückten, um mit mir vorwärts zu kommen. Ich kann mir dieses von hinten nach nicht anders erklären, als dass Leute aus dem Dorfe mich vom Wagen herunter ziehen und mich töten wollten, und dass die Soldaten die den Befehl hatten, mich auf einem Karren zu holen, ihrer Pflicht gemäß den Wagen vorwärts drückten und sich beeilten mit mir mich vorne zu kommen.

So kamen wir des Abends spät, etwa 10 Uhr auf der Festung an.

Fortsetzung folgt. Jäger.

No 945, 33.Jg., 9.1.1915, S. 2f

Meine Amerika-Reise Fortsetzung: VIII

Auf dem Fort vor dem Gefängnis angekommen, war ich wieder in etwa zum Bewusstsein gekommen. Das erste Bewusstsein, das ich fühlte, wie ich auf einem Karren gefahren wurde und dass einige mich bei den Händen und Armen gefasst hatten, um mich während der Fahrt herunterzuziehen, andere dagegen den Karren vorwärts drückten und zogen, um mit mir nach der Festung zu eilen.

Vor dem Gefängnis angekommen, hat man mich vom Karren genommen und auf einen hölzernen Schemel gesetzt. Dreißig bis vierzig Soldaten mit geladenem Gewehr umstanden mich, und es war mir, als ob sie mich erschießen sollten, sobald die andern Deutschen

angekommen seien. Denn obschon ich zurückgeblieben war, hatte die Truppe mich auf dem Karren vorbei fahren lassen, sodass ich eher ankam als die marschierende Truppe. Im Kreise der Officiere beriet man sich nun, ob man mich erschießen oder leben lassen solle. In diesem Augenblicke betete ich unwillkürlich laut zu Gott. Es entstand ein Hohngelächter. Von jetzt an betete ich leise. Als nun die Truppe der Deutschen herankam, war die Beratung der Officiere zu Ende; man war übereingekommen, mich leben zu lassen.

Man schickte sich jetzt an, sich um meinem Zustand zu bekümmern. Man holte mir ein Glas Wasser, ließ mich etwas trinken, verband mein Haupt, legte einen Verband um meine Stirn, holte mir eine Matratze, damit ich mich darauf legen solle. Ich tat's, indem man mir dabei half; denn ich konnte es ohne Hülfe nicht. In dem Augenblicke, als ich da auf der Matratze lag und noch nicht ins Gefängnis gebracht war, war auch der hintere Teil des Zuges der Deutschen angekommen, sodass auch mein Sohn mich da liegen sah. Er bat zu mir kommen zu dürfen, da ich sein Vater sei. Jetzt wurde es ihm erlaubt. Unser beider Herzen waren zu Tränen gerührt, als wir uns wieder sahen. Wir küssten uns. Und von diesem Augenblick, an durfte mein Sohn bei mir bleiben. Es war, als, ob man jetzt erkannte, dass wir keine gefährliche Menschen seien. Nun wurde ich auf der Matratze zwei Treppen hoch in das Gefängnis gebracht, in ein dunkles Gemach. Es war eigentlich ein Kerker; denn Fenster hatte dieses Gemach nicht. Sollte Licht und Luft in dasselbe kommen, dann musste es schon durch die Tür kommen, wenn sie sich gelegentlich mal öffnete. Es war ein Gemach, in welches man sonst vielleicht schwere Verbrecher einschloss. Nebenan war eine Stube, wo mehre Soldaten schliefen, an der andern Seite nebenan standen vor der Türe zwei Soldaten mit geladenem Gewehre, um uns zu bewachen. Doch ich hatte es noch gut gegen die andern gefangenen Deutschen. Die andern Deutschen kamen unten im ersten Geschoss in noch schlimmere Gemächer. In jedes Gemach, etwa 70 Quadratmeter groß, kamen 60-70 Personen. In diesem mussten sie schlafen, wohnen, essen und alle Bedürfnisse verrichten, die es sonst noch gibt. Am ersten Tage hatten sie nicht einmal genügend Wasser zu trinken. Obschon diese Gemächer Fenster hatten, so waren sie doch mit Eisenbahnschienen fast ganz dicht gemacht; sodass das nötige Licht und die nötige Luft fehlte. Am ersten Tage sind die Mitgefangenen anders nicht an die Luft gekommen, als wenn sie am Tage unter Begleitung der Soldaten zur Arbeit ausgeführt wurden. Die erste Nacht, so erzählten mir nachher einige Ärzte, die auch in diesen Räumen gesessen, seien die französischen Soldaten und Officiere öfter mit Pistolen in die Gemächer gekommen und hätten ihnen die Pistole gleich auf die Brust gesetzt, wenn sie irgend einen Befehl oder ein Kommando gegeben. Es wäre schrecklich gewesen, sagte man mir. Ich hatte es dagegen noch gut. Wenn auch mein Zimmer nur ein dunkles Gemach, auch ganz schmutzig war und allerlei Plunderwerk und Dreck darin herumlag, so hatte ich doch einen Raum für mich allein. Und dass mein Sohn noch bei mir bleiben durfte, konnte mir und ihm nur angenehm sein.

(Fortsetzung folgt). G.H.

Der Grenzbote, 33. Jg., No 946, 16.01.1915, S. 2f

Meine Amerika-Reise. Fortsetzung IX

So lag ich denn in einem dunklen Gemach auf der Matratze, auf der man mich hineingetragen. Wie man mich hingelegt hatte, so lag ich auch. Verlegen konnte ich mich nicht: dafür war ich zu schwach. Nach einer halben Stunde kam der Militärarzt, untersuchte mich, legte ein Pflaster, ich denke ein Ziehplaster, auf meine Unterbeine, vielleicht um das Blut vom Gehirn und Herzen abzuziehen. Er sagte dann, diese Nacht würde ich hier noch bleiben, aber morgen käme ich in's Hospital. Obschon ich mich nicht bewegen und verlegen konnte, konnte ich doch ruhig liegen und ziemlich gut schlafen die Nacht. Dafür musste ich dem Herrn recht danken. Ich fühlte mich hier im Gefängnis am ersten Morgen zum Danken gestimmt. Denn was wird einem in andern Fällen das Lager zur Last, wenn man sich nicht bewegen kann und

dabei innerlich im Gemüt oder in den Gliedern keine Ruhe hat. So habe ich denn in dieser ersten Nacht im Gefängnis gut geruht und am Morgen fühlte ich mich wenigstens soweit gestärkt, dass ich mich bewegen und verlegen, ja wieder stehen konnte. Das Gehen ging ohne Unterstützung noch nicht; aber ich konnte mich doch wieder aufrichten und steheu. Und welch eine Wohltat gerade jetzt, dass ich meinen Sohn bei mir hatte, der mir helfen und mich beim Gehen unterstützen konnte! Gegen 9 Uhr vormittags kam der Hauptmann zu mir, und erkundigte sich nach meinem Befinden. Dabei sagte er, dass er es mir erlauben wolle, wenn ich könnte, aufzustehen und ein wenig in die Luft zu gehen. Er wolle dafür sorgen, dass ein Stuhl draußen hingestellt werde, damit ich mich setzen könne. Ich habe von dieser Erlaubnis Gebrauch gemacht, und mich draußen zwischen die Festungswerke ein wenig hingestellt. Doch der Wachtposten stand bei mir. Dann war ich wieder so müde, dass ich mich wieder etwas hinlegen musste. Während ich draußen saß, kam auch gerade der Major von der Festung vorbei, der fragte mich, wie es mir ginge? Als ich ihm mein Befinden mitgeteilt, bat ich ihn um Entlassung aus dem Gefängnis, da ich doch schon so alt und mein Sohn noch so jung sei. Er lehnte es aber entschieden ab, und sagte: „Sie sind einmal gefangen und bleiben auch gefangen; daran kann nichts mehr geändert werden“. Bald darnach kam auch der Militärarzt von gestern abend wieder und untersuchte mich. Er konstatierte, dass ich noch sehr schwach sei. Dann sagte er, ob es mir recht wäre, wenn er dem Kommandanten vorschläge, dass ich ins Hospital in der Stadt Brest käme? Dann wäre ich von der militärischen Bewachung frei, könnte mich auch frei in der Stadt bewegen, nur stünde ich dann noch unter polizeilicher Aufsicht? (Beide, sowohl der Arzt, als auch der Hauptmann waren mir gegenüber sehr freundlich). Ich antwortete dem Arzt, dass ich ihm für diesen Vorschlag sehr danke und mir sein Vorschlag auch schon lieber sei, als hier im Gefängnis zu sitzen; aber ich sei doch schon 64 Jahre alt und mein Sohn erst 16 Jahre, wir hätten demnach doch beide nichts mit dem Militär zu tun. Ob er nicht dem Kommandanten vorschlagen wolle, dass wir beide nach Hause gehen dürften? Dabei zeigte ich ihm meinen Reisepass. Als er den sah und las, sprach er verwundert mit französischem Dialekt: Pastor? Pastor? Weshalb sind Sie denn gefangen? fragte er. Ich antwortete: Allein deshalb, weil wir Deutsche sind. Er sagte dann nichts mehr, nahm freundlich von mir Abschied. Aber das konnte ich merken, dass meine Bitte bei ihm in gute Erde gefallen war.

Am Nachmittage desselben Tages kam ein höherer Officier, ein General, nach dem Fort, dem hat dann der Arzt meine Sache und meine Bitte, nach Hause gehen zu dürfen, vorgetragen. Meine Bitte ist da angenommen worden. Denn wir sahen den Arzt beim General stehen und gleich darauf wurde unsere Sache geregelt. Das war die Wendestunde in unserm Gefängnis. Gott sei Dank!

Nachdem der Arzt meine Sache und Bitte dem General vorgetragen, ließ der General sofort alle Deutschen antreten und auf deutsch fragen, wer noch mehr da sei, über 60 Jahre alt? Es meldeten sich vier Personen. Diese vier wurden allein gestellt. Dann ließ er fragen, wer vielleicht erst 16 Jahre alt sei? Es meldete sich aber einer, der 17 Jahre alt war. Dieser wurde abgewiesen: und obschon er weinte, weil er abgewiesen wurde, so half es doch nichts. Dann wurde noch neu gefragt, ob auch noch welche darunter seien, die Reserveofficiere, Feldwebel oder Arzt seien? Daraufhin meldeten sich mehrere, wohl 60 Personen. Dann wurden auch wir, mein Sohn und ich, herausgerufen, um uns mit hinzustellen zu den 4 alten Männern. Und nun hieß es, dass wir 5 alte Leute und mein Sohn und die Officiere nach Brest kämen. Doch ein Sergeant flüsterte mir und meinem Sohne zu : Sie kommen wieder in's Schiff Nieuw Amsterdam, und können nach Hause gehen. Das Schiff Nieuw Amsterdam lag noch immer im Hafen vor Brest, weil man noch nicht damit fertig war, es zu entladen: Getreide, Mehl, Kohlen auszuladen und nach Brest zu bringen. Als es dann hieß, dass die Officiere und Ärzte sich fertig machen sollten zum 2 stündigen Marsch wiederum an die Küste, von der wir tags vorher gekommen, meldete ich mich als marschunfähig. Man antwortete mir freundlich und sagte mir, dass man für mich, meinen Sohn und die vier alten Leute ein Auto bestellt habe,

das würde gleich vorkommen und uns aufnehmen. Die Officiere rückten nun zuerst zu Fuß ab, und wir kamen im Auto nach. An der Küste der Insel, da, wo wir den Tag vorher die Insel zuerst betreten hatten, lag ein französisches Schiff für uns bereit, um uns alle aufzunehmen, um die einen; nämlich uns alte Leute, nach dem holländischen Schiff und die andern, nämlich die Officiere, nach der Stadt Brest zu bringen. Das Schiff ging zuerst an das Schiff Nieuw Amsterdam heran, ließ uns alte Leute mit meinem Sohn in das holländische Schiff einsteigen, und brachte dann die andern Herren, die Officiere, nach der Stadt Brest. Dort sind nun die deutschen Officiere in Gefangenschaft, während die andern Deutschen auf dem Fort im Gefängnis geblieben sind. Die Officiere in Brest haben es insofern besser, als sie auch in der Stadt frei umhergehen dürfen; sie stehen aber unter polizeilicher Aufsicht. Wie ich aber nachher von den entlassenen Ärzten hörte, ist es für die Deutschen in der Stadt Brest sehr gefährlich, ohne militärische Begleitung durch die Stadt zu gehen. Die Bürger in der Stadt beschimpfen und belästigen die Deutschen der art, dass sie ihres Lebens nicht sicher sind.

No 947, 33. Jg. 23.01.1915, S. 3f

Meine Amerika-Reise. (Schluss)

Den anderen Tag durften auch noch 6 Ärzte aus der Stadt Brest wieder auf das Schiff Nieuw Amsterdam zurückkehren und nach Hause gehen. Als die Ärzte auf dem Schiffe ankamen und mich sahen, waren sie sehr verwundert darüber, dass sie mich noch lebend antraten. Sie hätten mich, sagten sie mir, als sie mich hätten auf dem Marsche hinfallen und liegen sehen, für tot aufgegeben; sie hätten nicht gedacht, dass ich noch wieder beigeskommen wäre. Zwei von diesen Ärzten sind in Deutschland berühmte Ärzte; einer von ihnen ist Professor. Überhaupt war die Freude über meine Befreiung aus der Gefangenschaft und die Teilnahme an dem mir widerfahrenen Leide auf dem Schiffe sehr groß. Auch der Capitain kam zu mir und beteiligte sich an meiner Freude und meinem Leide. Er meinte, dass er es bewirkt habe, dass ich frei gekommen. Es mag sein, dass der Capitain noch ein Wort für mich eingelegt hat; aber mir ist es deutlich, dass Gott es ist, der meine Freiheit bewirkt hat.

Sonntag, den 6. September, abends 6 Uhr setzte sich das Schiff Nieuw Amsterdam wieder in Bewegung, um nach Rotterdam zu fahren. Dreimal ist das Schiff noch nachdem angehalten. Das zweite Mal wieder von einem französischen Schiffe, das dritte und vierte Mal von einem englischen Dienstag, den 8. September, morgens 6 Uhr, landete unser Schiff in Rotterdam. Um 8 Uhr durften wir aussteigen. Da, wir an dem Tage nicht weiter als bis Groningen kommen konnten, so übernachteten wir in Groningen, und kamen Mittwoch, den 9. September nachmittags kurz nach 5 Uhr in Emden an. Doch ich war von all den Strapazen noch schwach und erschöpft.

Als ich aus dem Gefängnis entlassen wurde, das holländische Schiff Nieuw Amsterdam wieder betreten und nach Hause reisen durfte, da war mir ähnlich zu Mute, wie es in Psalm 126, 1. 2 von den Erlösten des Herrn heißt: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden, dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Ruhmens sein.“ Ich musste die ersten Tage nach meiner Rückkehr viel an diesen Psalm denken. Ja, mein Herz war fröhlich in Gott; ich musste Gott danken und Ihn preisen. Wenn nun schon die Erlösung aus einem irdischen Gefängnis so fröhlich macht, was wird es einst sein, wenn wir, die Kinder Gottes, von allen Banden frei und erlöst, die herrliche Freiheit der Kinder Gottes genießen dürfen! „Denn wir wissen“, sagt Paulus Röm. 8, 22. 23, „dass alle Kreatur sehnet sich mit uns und ängstigt sich noch immerdar. Nicht allein aber sie, sondern auch wir selbst, die wir haben des Geistes Erstlinge, sehnen uns auch bei uns selbst nach der Kindschaft und warten auf unsers Leibes Erlösung.“

Ich habe mich wohl gefragt, warum ich erst in die Gefangenschaft gehen musste? Konnte Gott nicht machen, dass ich ohne die Gefangenschaft durchzumachen, nach Hause käme?

Hatte ich doch den Herrn von Anfang an um eine glückliche Überfahrt gebeten! Dazu meinte ich auch noch die Versicherung von Gott empfangen zu haben, dass ich glücklich nach Hause kommen würde ! Ich habe darauf keine andere Antwort als diese, dass Gott noch mehr tun wollte, als mich einfach auf dem Schiff nach Hause kommen lassen. Er wollte eine Errettung aus der Gefangenschaft geben. So lernte ich Ihn noch besser kennen. Meine Verlegenheit sollte Gottes Gelegenheit sein, seine Hülfe an uns zu erweisen, Gott führte auch Israel in der Wüste in manche Nöte, nicht um es darin umkommen zu lassen, auch nicht weil er vorher nicht helfen konnte, sondern damit er desto reicher seine Gnade dem Volke offenbare. Zudem wollte er auch meinen Glauben prüfen, wie er auch Israels Glauben in der Wüste durch allerlei Versuchungen prüfte, damit der Glaube viel köstlicher erfanden werde denn das vergängliche Gold und Silber, das durch's Feuer bewähret wird.

So hat Gott mich und meinen Sohn mit in die Gefangenschaft gehen lassen, damit mir nichts anders übrig bliebe, als seine Hülfe. Er wollte allein die Ehre haben. Als ich in der Gefangenschaft war, hatte ich denn auch nichts anders als Gott, auf den ich mich verließ und verlassen musste. Freilich wurde ich da mit den Gedanken wohl angefochten: Wo ist nun dein Gott, der dich erretten sollte, auf den du dich verließest; du bist mit deinem Vertrauen auf Gott doch zuschanden geworden. Ich sage, diese Gedanken sind mir wohl gekommen, in's Sieb der Anfechtung bin ich da wohl gekommen. Dass aber diese Gedanken die Oberhand bekommen hätten, kann ich nicht, sagen. Wie Gott nun helfen sollte und wollte, konnte ich nicht sagen. Ich hatte nun keine Meinung mehr; ich überließ mich nun betend und vertrauensvoll Gott; wie er es mache, so sei es gut. Er ist es auch allein, der meine Gefangenschaft gewendet hat. Und von hintennach besehen, darf ich wohl sagen, dass meine Gefangenschaft und mein Ohnmachtsanfall auch noch dazu dienen musste, dass auch die 4 andern alten heute und mein Sohn mit befreit wurden. So hat Gott alles wohl gemacht. Erstens hat er meinen Glauben geprüft und mich nicht beschämt worden lassen, und zweitens hat meine Gefangenschaft auch den andern Alten und meinem Sohne zum Nutzen dienen müssen. Gott führt wohl in die Tiefe, aber auch wieder heraus. Er führt aber nicht in die Tiefe, weil es seine Lust ist, in die Not zu führen, auch nicht, weil er nicht helfen kann, sondern weil er dadurch noch mehr seinen Namen verherrlichen will. Darum rühme ich die Gnade und Macht des Herrn allein, und sage mit Psalm 68, 20, 21: Gelobet sei der Herr täglich; Gott legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch. Wir haben einen Gott, der da hilft und den Herrn, Herrn, der vom Tode errettet!

Jäger